SCORPIO

Shiva Ryu

SETZE KEINEN PUNKT AN DIE STELLE, AN DIE GOTT EIN KOMMA GESETZT HAT

Weisheitsgeschichten

Aus dem Koreanischen von
Hyuk-Sook Kim und Manfred Selzer

SCORPIO

Die koreanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »좋은지 나쁜지 누가 아는가«. »Good or Bad, Who Knows?« bei The Forest Book Publishing Co., durch Vermittlung von BC Agency, Seoul
All rights reserved.

1. Auflage 2020
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe 2020 Scorpio Verlag
in Europa Verlage GmbH, München
© 2019 Shiva Ryu
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlaggestaltung Layout und Satz: Danai Afrati
Umschlagmotiv und Illustrationen im Buch: Miroco Machiko
Lektorat: Ulla Rahn-Huber
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-95803-315-3
Alle Rechte vorbehalten
www.scorpio-verlag.de

Inhalt

PROLOG: AUTOR DES EIGENEN LEBENS 9

1

Der Narr, der sich in den Regen stellt 14
Ein Vogel fliegt, auch wenn er nicht weiß,
wo er landen wird 20
Häng die Sache nicht so hoch auf! 25
Ein Mantra fürs Leben 32
Nimm beim Zählen segensreicher Momente
die Verletzungen nicht aus 38
Gott schreibt mit geschwungener Schrift
eine gerade Botschaft 44
Alles Lebendige empfindet Schmerz 48

2

Wer kann schon sagen, ob etwas
für unser Leben insgesamt gut oder schlecht ist? 56
Warum gibst du mir nur das? 60

Die Kunst, Wunder zu wirken 65
Hindi-Unterricht 70
Mein Lieblingsschüler 75
C. G. Jungs steinerner Turm 79
Du bist nicht vollkommen, aber du kannst mir
eine vollkommene Rose schenken 87

3

Vom Graben und Pflanzen 94
Ich mag mich am liebsten, wenn ich bei dir bin 98
Wer bin ich, wenn keiner mir zuschaut? 102
Das innere Kind 107
Ist »ich« ein Nomen oder Verb? 115
Hallo, meine Seele, geht es dir gut? 122
Das Wiedersehen – ein Wunder 128

4

Welchen Weg du auch gehst, werde eins mit ihm 136
Sprachliche Reinheit – eine Fiktion 141
Denk nicht an einen Affen 144
Sei mir willkommen, Emotion 153
Von »Lenchak« oder der karmischen Schuld 159
Eine Geschichte von Äpfeln 164
Der Tod des Orpheusbülbül 169

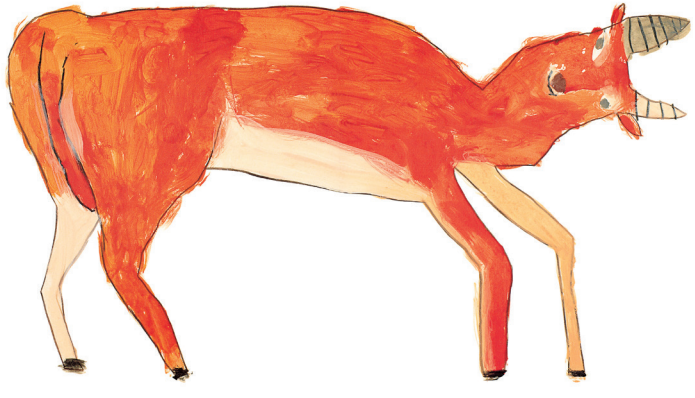
5

Keine Begegnung ist zufällig 174
Man merkt schon, wenn die Blumen blühen 181
Sechs Milliarden Welten 187
Mitgefühlsmüdigkeit 193
Uns Sorgen zu machen bringt nichts 198
Warum bin ich ich und nicht du? 205
Ich bin es 212

6

Ein einziger wahrer Satz 218
Der Mann, der den Fallschirm gefaltet hat 223
Ich, das Original – du, die Fälschung 228
Kein Stern leuchtet, ohne zu verglühen 235
Das, wonach du suchst, sucht eigentlich nach dir 241

EPILOG: GESCHENK DES HIMMELS 249



PROLOG: AUTOR DES EIGENEN LEBENS

Der Berg Kailash in der tibetischen Hochebene ist Pilgerort für verschiedene Religionen. Auf seinem mit Firnschnee bedeckten, alles überragenden Gipfel wohnt der Überlieferung zufolge Gott Shiva. Er verbringt einen Großteil seiner Zeit in der Meditation und mit asketischen Übungen, und so verwundert es nicht, dass seine Gattin Parvati ständig friert und sich langweilt.

An einem Tag konnte sie es kaum aushalten und drängte ihren Gatten: »Erzähl mir doch bitte eine spannende Geschichte.«

»Aber gerne, wenn du es dir wünschst«, antwortete Shiva.

»Aber es soll eine ganz besondere Geschichte sein, die nur für mich bestimmt ist. Eine vollkommen neue, die noch keiner auf der Welt je gehört hat«, forderte sie.

Shiva nickte und fing zu erzählen an. Seine Geschichte war tatsächlich ungemein spannend und bedeutungsvoll. Parvati war begeistert, und kaum hatte ihr Gatte sie zu Ende erzählt, bat sie ihn um eine weitere Geschichte.

Shiva erzählte ihr also noch eine Geschichte, und noch eine und noch eine, denn Parvati war unersättlich, und er hörte erst auf, als ihr die Lider schwer wurden und sie endlich einschlief.

Parvati aber war nicht die Einzige, die ihm zugehört hatte. Einer von Shivas Dienern, der gerade eine Nachricht hatte überbringen wollen, war an der Tür stehen geblieben. Die erste Geschichte hatte ihn so sehr in den Bann gezogen, dass er der Versuchung nicht hatte widerstehen können, weiter zu lauschen. Das Ohr fest an die Tür gepresst, hörte er sie alle mit an.

Danach eilte er nach Hause, und die ganze Nacht hindurch gab er seiner Frau all die interessanten Geschichten weiter und tat so, als habe er sie alle selbst ersonnen.

Die Frau des Dieners wiederum stand in Parvatis Diensten. Am nächsten Morgen, als sie ihrer Herrin das Haar kämmte, wollte sie dieser eine Freude machen, und so begann sie, ihr eine der Geschichten zu erzählen, die sie in der Nacht zuvor von ihrem Mann gehört hatte.

Kaum hatte sie die ersten Sätze gesprochen, da sprang Parvati auf und eilte wutentbrannt zu Shiva: »Hattest du mir nicht versprochen, mir Geschichten zu erzählen, die noch keiner auf der Welt je gehört hat?«

»Ja, das habe ich dir versprochen, und mein Versprechen habe ich auch gehalten«, gab Shiva erschrocken zurück.

»Wieso kennt dann selbst meine Dienerin sie?«

Auf der Stelle rief Shiva die Frau zu sich und stellte sie zur Rede: »Von wem hast du diese Geschichten gehört?«

»Von meinem Mann«, brachte diese stotternd hervor.

Sogleich wurde ihr Mann herbeizitiert, und er gestand mit zitternden Knien: »Tatsächlich hatte ich gestern Nacht eine Nachricht an Euch zu überbringen, und so kam es, dass ich vor der Tür

stand und Euch erzählen hörte. Es war auf keinen Fall meine Absicht zu lauschen. Die erste Geschichte war so unglaublich interessant, dass ich nicht anders konnte, als mir auch die anderen anzuhören. Ich konnte mich einfach nicht losreißen und musste sie bis zum Ende hören.«

Shiva war etwas besänftigt, doch er befahl seinem Diener: »Wenn das so ist, sollst du vom Berg Kailash hinunter in die Welt zu den Menschen gehen und jedem einzelnen die Geschichten erzählen, die du gehört hast. Und dass es dir ja nicht in den Sinn kommt, je zu diesem Berg zurückzukehren!«

Der Diener wurde also aus dem Tempel hoch oben im Himalaya verbannt und wandert seither durch die Welt, um den Menschen seine Geschichten zu erzählen.

In meinen Augen sind Schriftsteller Menschen, die das Schicksal von Shivas Diener teilen. Sie sind Geschichtenübermittler, die ständig Neues und Interessantes erzählen müssen – voll von tiefem Sinn und dazu angetan, den Weg zur Erleuchtung zu weisen. Und sie müssen dafür sorgen, dass ihre Leser nach der ersten auch die zweite Geschichte erfahren wollen.

Jeder von uns ist Autor seines eigenen Lebens. Nur wir selbst können wissen, welche Geschichte unser Leben gerade schreibt, welchen Sinn sie macht und ob sie spannend genug ist, um die nächste Seite aufzuschlagen.

Nach dem Essayband *Die Vögel schauen nicht zurück, wenn sie fliegen* lege ich nun dieses neue Buch vor. Mögen Sie an der Lektüre Freude haben!

SHIVA RYU

Bauen wir auf Sicherheit und Gewissheit, haben wir uns den falschen Planeten ausgesucht. In dem Moment, in dem wir uns an Sicherheiten klammern, stößt uns das Leben eine Klippe hinab. Reißt uns eine Woge des Schicksals zu Boden, ist es an der Zeit, ein neues Leben anzufangen. Verlust und Abschied haben immer einen Sinn. Gott schreibt mit geschwungener Schrift eine gerade Botschaft.

DER NARR, DER SICH IN DEN REGEN STELLT

Ich war im letzten Semester meines Studiums, als ein Freund mir von einer sehr günstigen Unterkunft in der Siedlung einer Glaubensgemeinde am Rand der Provinz Gyeonggi erzählte. Ich mietete sie unbesehen. Es war eine sehr kleine Einzimmerwohnung in einem heruntergekommenen Reihenhaus, aber die Sonne schien angenehm herein, und ich konnte die Tür abschließen und für mich allein sein. Zudem gab es unweit von dort eine Allee, die zu einem Fluss hinunterführte, was für mich als Literaturstudenten wie ein Geschenk des Himmels war. Nachts schrieb ich Gedichte und untertags unternahm ich Spaziergänge in die Umgebung, statt die Vorlesungen an der Uni zu besuchen.

Mein Glück war leider nicht von Dauer. Bei den Nachbarn erregte ich Misstrauen. Für sie war ich ein Fremder mit langem Haar, der selbst im Sommer in einen schwarzen Mantel gehüllt (in der Wohnung war es kalt) durch ihre geheiligten Gefilde lief und dabei wie ein Geisteskranker vor sich hin murmelte (ich rezitierte Gedichte). Eines frühen Morgens schließlich statteten mir mehrere Leute ohne jegliche Vorankündigung einen Besuch ab. Sie traten ein, ohne sich die Schuhe auszuziehen, als ob meine Wohnung

weder heilig noch unantastbar wäre, und forderten mich auf, auf der Stelle aus der Siedlung zu verschwinden.

Ich erklärte ihnen höflich, dass ich die Miete für einige Monate im Voraus bezahlt habe und daher das Recht zu bleiben hätte. Beinahe flehend fügte ich hinzu, dass ich möglichst lange hier wohnen bleiben wolle, weil mir die Gegend unbeschreiblich gut gefalle, und ich gestand, dass ich Dichter sei. Letzteres verschlimmerte die Lage ungemein. Aufgebracht, wie sie waren, verstanden meine Besucher nicht »Shiin« (Koreanisch für »Dichter«), sondern »Shin« (»Gott«). »Das ist der Teufel!«, schrien sie daraufhin. »Verschwinde von hier! Sofort!« Eine Frau deutete sogar mit dem Finger gen Himmel und schrie, ich solle den Zorn Gottes fürchten.

Das Wort Teufel traf mich wie ein Dolch ins Herz. Ich hatte während meines gesamten Studiums kaum mehr als ein paar schwer verständliche Gedichte zu Papier gebracht. Und nun musste ich die Wohnung verlassen, ohne meine im Voraus bezahlte Miete zurückzubekommen – für andere womöglich ein Taschengeld, mich aber kostete es fast mein gesamtes Vermögen. Mit verschränkten Armen standen die Leute da und ließen mich nicht aus den Augen, bis ich durch das Tor an der Einfahrt zur Siedlung verschwunden war. Sie sahen nicht mich, sie sahen den Fremden, der uneingeladen in ihrer Mitte aufgetaucht war. Dennoch fühlte ich mich wie von aller Welt verstoßen.

Aber Gott hatte mich nicht völlig vergessen. Plötzlich obdachlos und ohne die leiseste Ahnung, wo ich nun unterkommen sollte, lief ich einen Feldweg entlang. Dort begegnete ich einem Kommilitonen aus meiner Theatergruppe, der in der Nähe wohnte. Mich

zu so früher Stunde mit einem Bündel Bücher und einer gefalteten Militärdecke durch die Gegend irren zu sehen, machte ihn zunächst etwas misstrauisch. So wie ich aussah, passte ich ganz und gar nicht in die herrliche Landschaft. Aber nachdem er erfahren hatte, wie es mir ergangen war, nahm er mich mit zu sich nach Hause und bot mir ein Glas Wasser mit Honig an. Die Erschöpfung war mir offenbar anzusehen. Dann fragte er bei den Nachbarn herum, ob jemand für mich eine Unterkunft habe.

Dank seiner Vermittlung gelang es mir, einen Lagerschuppen zu mieten, der mitten in einem Gemüsefeld am Flussufer stand. Ich fühlte mich dort sicher, denn zum einen war er weit genug vom Dorf entfernt, sodass ich nicht fürchten musste, erneut vertrieben zu werden, und zum anderen hatte ich einen Freund in der Nähe, der mir in einem Augenblick der Not ein Glas Wasser mit Honig reichte. Es gab nichts, worüber ich mich hätte beklagen können, außer dass es in der Hütte keinen Strom gab und ich mich mit Kerzenlicht begnügen musste. Nachts schaute ich dem Spiel der Flamme zu oder schrieb Gedichte, und am Tag unternahm ich lange Spaziergänge, auf denen ich Werke von Arthur Rimbaud oder Stéphane Mallarmé rezitierte.

Es nahte die Zeit des sommerlichen Monsuns, und eines Tages zogen über dem Dach des Lagerschuppens tief hängende, dunkle Regenwolken auf. Es donnerte. Eine leere Drohung, dachte ich zunächst. Am Abend aber öffnete der Himmel alle Schleusen. Der Regen peitschte aus allen Richtungen hernieder, und an Schlaf war nicht zu denken. Es war schon spät in der Nacht, als ich vor die Tür trat, und ich erschreckte mich zu Tode. Der Wolkenbruch

hatte den Fluss anschwellen lassen, und der Pegel stieg und stieg. Es sah aus, als würde das Gemüsefeld samt meinem Schuppen schon im nächsten Augenblick verschluckt. Es war noch vor Anbruch der Morgendämmerung und alles war finster, aber das Wasser leuchtete und schäumte so schrecklich, dass mir angst und bange wurde.

Dies alles geschah zu einer Zeit, in der mir in meinem Leben ohnehin der Boden unter den Füßen schwankte. Mein Studienabschluss stand vor der Tür, aber was danach kommen sollte, erschien mir eine noch größere Herausforderung als alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Ich hatte keinerlei Ziele im Hinblick auf die Zukunft. Und nun stand ich an diesem tosenden Fluss, der mich hinwegzuspülen drohte.

Meine Lage war aussichtslos! Ich war in Panik. Doch dann kam mir niemand anderer als ich selbst zu Hilfe und erlöste mich aus meiner Angst. Wie ich vor diesem alten Schuppen stand und die Fluten auf mich zukommen sah, kam mir plötzlich der Gedanke: »Ich bin doch Dichter!«

Und mit einem Mal erschien mir alles, was um mich herum vorging, als etwas, das ich unbedingt erleben musste, um darüber schreiben zu können. Damit erwachte mein Lebenswille.

Gibt es denn etwas Passenderes für einen Dichter, als bei Kerzenschein und Sturm und Regen Gedichte zu schreiben? In pechschwarzer Nacht mutterseelenallein am Ufer dieses entfesselten Flusses zu stehen und Gefahr zu laufen, mir eine Lungenentzündung zu holen – mich hier in den Regen zu stellen, das erlebte ich doch nur, weil ich Dichter war! In ihrem Buch *Schreiben in Cafés*

führt Natalie Goldberg aus, dass der Normalmensch bei einem Regenguss den Schirm aufspannt oder mit einer Zeitung über dem Kopf ins Trockene flüchtet; nur der Schriftsteller ist dumm genug, sich einfach in den Regen zu stellen. Statt Schutz zu suchen oder sich darum zu kümmern, rechtzeitig irgendwo unterzukommen, schaut er fasziniert den Regentropfen zu, wie sie in eine Pfütze fallen und dabei Muster bilden. So fängt er seine Glanzmomente ein.

Wie ich in jener Nacht allein am Ufer des anschwellenden Flusses stand und den Boden unter meinen Füßen schwanken spürte, beschloss ich, von nun an nicht mehr davonzulaufen. Ich beschloss, mir immer und immer wieder dicke Regentropfen auf die Stirn prasseln zu lassen, um meiner schriftstellerischen Berufung gerecht zu werden. Beunruhigung und Einsamkeit würden in meinen Gedichten von nun an zu Adjektiven und Adverbien werden. In jenem Moment fühlte ich mich wirklich wie der Gott meiner kleinen Welt.

In Paulo Coelhos *Der Alchimist* widersetzt sich Santiago dem Wunsch seines Vaters, Priester zu werden. Er wird Schafhirte und macht sich auf die Suche nach dem Schatz, den er im Traum gesehen hat. In Tanger in Marokko aber wird er um das ganze Geld betrogen, das er für seine Schafe bekommen hat. Da steht er nun auf diesem Markt in diesem fremden Land, völlig mittellos, wütend und verzweifelt. Man hat ihn ausgenommen!

Von einem Moment zum anderen aber ändert er seine Perspektive und sieht sich nicht länger als Opfer eines Betrügers. Er ist ein Abenteurer auf der Durchreise, und wenn er seinen Schatz finden will, gehört es dazu, solche Dinge zu erleben. Und schon kehren

sein Mut und die Lust am Reisen zurück. Er geht gestärkt aus dieser Situation hervor und schaut der Gegenwart ins Auge, statt sich beraubt zu fühlen.

Das Leben beschert uns bisweilen viel Schlimmeres als einen Betrüger. In solchen Stunden fühlen wir uns wie eine Seele, die auf einem fremden Planeten notgelandet ist und nicht weiß, wohin sie sich wenden soll. Santiago beneidet den Wind, der überall hingehen kann, und da wird ihm auf einmal bewusst: Nichts kann ihn von seinem Abenteuer abhalten.

Lieben wir unsere Berufung, lieben wir die Welt. Wie ich in jener Nacht dort draußen im Regen stand, rezitierte ich aus ganzem Herzen Gedichte. Und mir war klar, dass ich weder einer bin, der nicht weiß, wohin er sich wenden soll, noch ein von einer Schar Gläubiger verjagter Teufel. Ich bin Dichter. Die Regentropfen, die mir ins Gesicht peitschten, die Böen, die die Maisblätter zum Tanzen brachten, ja selbst das Wachs, das auf die Fensterbank tropfte – dies alles empfand ich plötzlich als Segen. Und ebenso bewusst war mir, dass ein solcher Moment voll von Poesie nicht jedem Menschen vergönnt ist.

Das wollte das Leben mir sagen. Was ich in jener Nacht erlebte, ließ mich nicht mehr los. Wo auch immer ich bin und was auch immer geschieht, ich brauche mir nur vor Augen zu führen, dass ich Dichter bin, und schon kann ich alles, was mir begegnet, mit offenem Herzen empfangen. Es war ein Moment, den mir mein Leben zum Geschenk gemacht hat. Ihm habe ich zu verdanken, dass ich schreiben kann und mir bis heute den Sinn für wahre Schönheit und die Kostbarkeit des Daseins bewahren konnte.

EIN VOGEL FLIEGT, AUCH WENN ER NICHT WEISS, WO ER LANDEN WIRD

Nach dem Tod ihres Mannes zog eine Frau ihre Tochter alleine groß. Als diese schließlich erwachsen war, fand sie keine Arbeit, und da die Mutter inzwischen zu krank zum Geldverdienen war, musste sie nach und nach alles verkaufen, was sie je besessen hatte. Nur noch ein Stück war ihr geblieben: eine goldene Halskette mit einem Saphir, ein Erbstück der Familie ihres Mannes. Doch sosehr sie ihr am Herzen lag, es kam der Tag, an dem sie sich selbst davon trennen musste.

Sie trug ihrer Tochter also auf, das Schmuckstück zum besten Juwelier der Stadt zu bringen und es ihm anzubieten. Der Mann begutachtete es sorgfältig und fragte die junge Frau, warum sie es verkaufen wolle, und da erzählte sie ihm von den finanziellen Schwierigkeiten, in denen sie sich befanden.

Der Juwelier schüttelte den Kopf. »Im Moment ist der Goldpreis sehr niedrig. Es ist kein guter Zeitpunkt, deine Kette zu verkaufen. Es wäre besser zu warten.«

Er lieh ihr etwas Geld und sagte, sie solle am nächsten Tag zu ihm ins Geschäft kommen. Sie könne als Aushilfe bei ihm anfangen und sich so etwas verdienen, um für sich und ihre Mutter zu sorgen.

So kam es, dass die junge Frau in dem Juwelierladen zu arbeiten begann. Dabei lernte sie unter anderem, den Wert von Schmuckstücken einzuschätzen. Der Juwelier war zufrieden, und er brauchte die junge Frau nur zu sehen, und es zauberte ihm ein Lächeln ins Gesicht.

Eines Tages sagte er zu ihr: »Wie du weißt, ist der Goldpreis in letzter Zeit stark gestiegen. Rede mit deiner Mutter. Es wäre jetzt eine gute Zeit, die Kette mit dem Saphir zu verkaufen.«

Nach der Arbeit ging die junge Frau also nach Hause und überbrachte ihrer Mutter die Botschaft. Natürlich sah sie sich die Kette genauer an, bevor sie sie mit ins Geschäft nahm. Und sie merkte, dass sie nur vergoldet war und der Saphir feine Risse aufwies. Er war also von minderwertiger Qualität.

»Warum hast du die Kette nicht mitgebracht?«, fragte der Juwelier sie am nächsten Morgen.

»Das hätte keinen Sinn gemacht. Ihr habt mich gelehrt, Schmuckstücke zu begutachten, und so genügte ein Blick, um zu wissen, dass sie nicht wertvoll ist. Warum habt ihr es mir nicht gleich gesagt? Ihr müsst es doch gesehen haben.«

Schmunzelnd antwortete der Juwelier: »Hättest du mir geglaubt, wenn ich dir das damals gesagt hätte? Wahrscheinlich wärst du misstrauisch geworden und hättest vermutet, dass ich eure Notlage ausnutzen und die Kette billig erwerben wollte. Oder du wärst mit falschen Erwartungen von einem Juwelier zum anderen gelaufen, um doch noch einen höheren Preis zu erzielen. Vielleicht wärest du gar so verzweifelt gewesen, dass du den Lebensmut verloren hättest. Was hätten wir gewonnen, wenn ich dir

damals die Wahrheit gesagt hätte? Du wärst mit Sicherheit nie zur Schmuckkennerin geworden. Aber so weißt du nun über Gold und Edelsteine Bescheid, und ich habe dein Vertrauen gewonnen.«

Dank eigener Erfahrung Echtes von Falschem unterscheiden zu können, ist mehr wert als jeder noch so gute Rat. Ein Mensch, der sein Urteilsvermögen durch eigenes Erleben schult, vergeudet seine Zeit nicht damit, anderen zu misstrauen oder in Verzweiflung zu verfallen. Er geht einfach seinen Weg. Und damit er dies tun kann, dürfen wir ihn nicht mit vorschnellen Ratschlägen und unausgegorenen Weisheiten daran hindern. Erkenntnisse, die wir uns nicht selbst erarbeitet haben, sind wie Flügel, die wir nicht ausbreiten können. Die Probleme des Lebens sind im Erleben zu lösen.

Bei einem meiner ersten Trekking-Aufenthalte im Himalaya plante ich, zum Dorf Langtang in Nepal aufzusteigen. Der Oktober oder November wären ideale Monate für diese Tour gewesen, aber es war Januar, als ich, der langhaarige Tourist, in einem Gasthof in Kathmandu meinen Koffer auspackte. Zu meiner Freude lief ich im Ort einem Bekannten aus Nepal über den Weg, der Profi-Bergsteiger war. Ich erzählte ihm von meinem Plan: in einer Woche hin und zurück von Syabru Bensi bis hinauf zum Kyanjin Gompa auf 3800 Metern. Bei meiner letzten Tour hatte ich einen Sherpa und viel Gepäck dabeigehabt. Diesmal wollte ich ganz leicht unterwegs sein – nur mit dem Allernötigsten im Rucksack. Ich hatte schon diverse Trekking-Touren unternommen und fühlte mich gut gerüstet. Ich strotzte nur so vor Zuversicht.

Als ich meinem Freund sagte, dass ich nicht einmal einen Schlafsack mitnehmen wollte, zog er die Augenbrauen hoch, aber er sagte kein Wort. Er nickte nur.

Die Tour nach Langtang wurde zu einem einzigen Fiasko. Die Route war wesentlich gefährlicher und anspruchsvoller, als ich es mir vorgestellt hatte. Da ich keinen Sherpa hatte, verlief ich mich andauernd. Statt einer Woche wie geplant brauchte ich zehn Tage, und die Einheimischen, denen ich unterwegs begegnete, waren entsetzt bei meinem Anblick. Ich war angezogen, als wollte ich eben kurz den Hügel hinterm Haus hochlaufen. Bei meinem Aufbruch in Syabru Bensi sah ich aus wie ein zivilisierter Mensch.

War es eine ausschließlich leidvolle Erfahrung? Ich habe seither im Himalaya über zwanzig Touren unternommen, aber der Weg nach Langtang hat sich mir am intensivsten eingeprägt. Nicht nur wegen der Landschaft, der schneebedeckten Gipfel von Ganesh Himal, die meine Augen und meine Seele überwältigten. Die kaum zu ertragende Kälte, die mich dazu brachte, unterwegs in einem Laden eine dicke Jacke, ein paar Handschuhe und eine Mütze aus Yakwolle zu kaufen; vor allem aber die liebevolle Hilfe der Einheimischen vor Ort sind mir unvergesslich geblieben. Weil es unmöglich war, im Winter auf dem Berg ohne Schlafsack zu campieren, ließen mich die Besitzer der Gasthäuser in ihrer Küche übernachten, wo ich dem Knistern des Feuers im Lehmofen lauschte. So kam ich mit den Leuten, die dort wohnten, ins Gespräch, und dieser zwischenmenschliche Austausch machte diese Tour zu etwas ganz Besonderem.

Als wäre ich zu nah an einer Bombenexplosion gewesen, war

mein Gesicht von der erbarmungslosen Hochgebirgssonne total verbrannt, und meine Lippen waren mit Fieberbläschen übersät, als ich, körperlich völlig ausgezehrt, mit letzter Kraft Syabru Bensi erreichte. Aber mein Geist war noch nie so frisch gewesen und mein Blick noch nie so strahlend. In diesem Zustand traf ich meinen nepalesischen Freund, den Profi-Bergsteiger, wieder.

»Warum hast du mich nicht gewarnt?«, fragte ich. »Wieso um Himmels willen hast du mir nicht gesagt, was an Ausrüstung unverzichtbar ist? Du kennst das Langtang-Gebiet doch wie deine Westentasche!«

»Weil es besser für dich ist, es durch eigene Erfahrung zu lernen. Das hier wird doch nicht deine letzte Tour sein! Ich wusste, dass du dir unterwegs alles besorgen kannst, was du brauchst. Und auch dass du alle Probleme am Ende irgendwie meistern wirst.«

Leben heißt nicht, sich Erklärungen anzuhören. Es heißt, die Dinge selbst zu erleben. Alles in uns, was nicht gut und richtig ist, wird dabei verbrannt. Hätte mein Freund nicht so sehr mit Ratschlägen gegeizt, hätte sich mir die Langtang-Tour nicht so tief ins Gedächtnis gegraben. Ich bin fest überzeugt, dass mir der Weg damals vorbestimmt war. Ich habe dabei gelernt, mein Leben nicht nach den Ratschlägen erfahrenerer Menschen auszurichten, sondern mich ohne groß zu zögern ins Nichtvorhersehbare zu stürzen, damit mir, wann immer ich mich auf unbekanntes Terrain begebe, kein Sherpa, sondern das wahre Leben begegnet. Das Leben, so weiß ich jetzt, wird mir letzten Endes die Lösung zeigen. Um es mit einem meiner Lieblingssprüche zu sagen: »Ein Vogel fliegt, auch wenn er nicht weiß, wo er landen wird.« Und fliegen lernt er immer.

HÄNG DIE SACHE NICHT SO HOCH AUF!

Auf einer Reise durch die indische Provinz Ladakh gelangte ein Mann in die Stadt Leh. Sie ist auf 3500 m Höhe gelegen. Als er in der Herberge, in die er sich einquartierte, einen Mann mit einem mobilen Sauerstoffgerät und Atemmaske daliegen sah, war dies seine erste Begegnung mit der Höhenkrankheit, die er bis dahin nur vom Hörensagen kannte. Sein Zimmer befand sich im zweiten Stock, und selbst das Treppensteigen vom Erdgeschoss hinauf fiel ihm schwer. Schon bald stellten sich Kopfschmerzen und Schwindel ein. Nach dem Abendessen verschlimmerte sich sein Zustand, und es ging ihm richtig schlecht.

Der Wirt versicherte ihm, dass er sich bloß einen Tag schonen solle, und schon würde es ihm besser gehen. Aber je länger er sich in dieser Höhe aufhielt, desto stärker wurden seine Kopfschmerzen und desto mehr raste sein Puls. Das Sauerstoffgerät, das er für viel Geld auslieh, schien keine nennenswerte Besserung zu bringen. Seine Angst vor der Höhenkrankheit wurde Stunde um Stunde größer. Am dritten Tag ließ er einen Arzt rufen. Der stellte nach eingehender Untersuchung und Überprüfung des Blutsauerstoffs fest, dass er an einem einfachen Verdauungsproblem litt und

verordnete diverse Medikamente. Seine Angst aber wurde der Mann nicht los.

So kam es, dass er die ganze Woche, die er eigentlich hatte herumreisen wollen, sein Zimmer nicht verließ und im Bett lag und am Ende mit dem Flugzeug ins Tal zurücktransportiert wurde. Erst später, so erzählte er mir, habe er von anderen Reisenden erfahren, dass seine Symptome nicht wirklich schlimm gewesen seien. Alle hätten sie gehabt. Im Nachhinein habe er begriffen, wie dumm er gewesen war. Er hatte sich sein Problem nur eingeredet.

Wir alle wissen um die Neigung der menschlichen Psyche, uns in einen Zustand innerer Aufruhr zu versetzen, indem sie in das äußere Geschehen viel zu viel hineininterpretiert. Was für eine Zeit- und Energieverschwendung! Stellen Sie sich vor, man würde Ihnen sagen: »Setz dich hin, schließ die Augen und denke an alles, bloß nicht an einen gelben Papageien.« Kaum hätten Sie die Lider geschlossen, wäre er da, der gelbe Papagei. Er würde sie gnadenlos verfolgen – ob Sie essen oder arbeiten, immerzu würden Sie an ihn denken. Er würde Ihnen sogar noch nachts im Traum erscheinen! Und es ist niemand anders als Sie selbst, der diesen Vogel zum Monster macht.

Es war nach Mitternacht, als ich zum ersten Mal nach Chennai in Südindien kam, und obwohl es Dezember war, goss es in Strömen. Ich nahm mir eine Motorrikscha, um ins Hotel zu fahren, jene Mischung aus Motorrad und Auto, die in Indien das Fahrzeug der armen Leute ist. Der Stoff, der die Kabine überspannte, hatte dem Regen wenig entgegenzusetzen. Schon nach hundert Metern

war ich völlig durchnässt, und mein Rucksack sah aus wie aus dem Wasser gezogen.

Noch nie hatte ich innerhalb von so kurzer Zeit so viel Regen niedergehen sehen. Die Räder der Rikscha waren komplett unter Wasser, und ich konnte nicht sagen, ob wir durch Sumpf oder Pfütze fuhren, aber sie kämpfte sich tapfer voran. Der Regen prasselte mit solcher Wucht herab, dass ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, er hätte es gezielt auf uns abgesehen. Es war kaum jemand auf der Straße, aber wenn wir an jemandem vorbeikamen, konnte ich nicht sagen, ob es Mensch war oder Kuh. Der alte Fahrer schien meine Angst zu spüren, denn wie ich mich mit beiden Händen an die Streben klammerte, versicherte er mir: »Nothing special!«

Nichts Besonderes. Mach dir keine Sorgen. (In Südindien sind solche Wolkenbrüche selbst im Dezember keine Seltenheit, denn die Regenzeit dauert dort sehr lange.) Durch die Worte des Rikschafahrers verschob sich mein Blickwinkel, und der Gedankenschlacht in meinem Kopf ging augenblicklich die Luft aus. Auf einmal dachte ich: »Ich bin doch auf Reisen! Wo, wenn nicht hier, in einem subtropischen Land, soll ich einen solchen Regenguss erleben?« Im Hotel angekommen, breitete ich meine nasse Kleidung und alle Habseligkeiten aus meinem Rucksack im Zimmer aus. Dann legte ich mich ins Bett. Als ich am nächsten Morgen aufwachte und das Fenster öffnete, schaute ich in einen wolkenlosen Himmel, und unten auf der Straße holperte ein mit frischen Bananen voll beladener Karren vorbei.

Befreien wir uns von unseren zwanghaften Gedanken, öffnen sich Geist und Herz. Wir neigen dazu, vorübergehenden Proble-

men zu viel Macht zu geben, und während wir gegen sie ankämpfen, finden wir keine ruhige Minute, um das Schöne im Leben zu genießen. Unter dem Zwang unserer Gedanken lassen wir uns von einem einzelnen Ereignis völlig in Beschlag nehmen. Wenn wir es zulassen, wachsen die Themen, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben, zu wahren Monstern heran – zu Monstern, die uns noch weiter von den eigentlich wichtigen Dingen entfernen. Das Herz öffnen, annehmen – das ist der Schlüssel zu einem spirituellen Leben.

Neulich traf ich mich mit einem indischen Freund, der nach Korea gekommen war. Wir tranken Tee, und er erzählte mir von seinem Onkel Patak, den ich auch kenne. Der Mann hatte einen akuten Blutsturz erlitten und brauchte dringend eine Bluttransfusion. Da er eine seltene Blutgruppe hat, war es schwierig, den passenden Spender zu finden, doch zum Glück gelang es noch rechtzeitig. Die Transfusion verlief reibungslos, Patak wurde gesund, und er konnte ganz normal weiterleben.

Einen Monat später allerdings trat ein neues Problem auf. Patak war orthodoxer Hindu, und plötzlich bekam er Bedenken. »Wer war der Blutspender? Stammt er aus einer oberen Kaste wie ich oder aus einer niederen? Was, wenn es ein Unberührbarer ist? Wenn er Muslim ist? Oder vielleicht sogar Verbrecher?«

Patak grübelte so sehr über das fremde Blut, das nun in seinen Adern floss, dass sein Puls zu rasen begann und es ihm ständig den kalten Schweiß aus den Poren trieb. Dass der Arzt ihm versichert hatte, es gäbe keinerlei Komplikationen wegen des gespendeten Bluts, vergaß er völlig. Irgendwann war er mit den Nerven derart

am Ende, dass er sich in psychotherapeutische Behandlung begeben musste. Doch nichts half ihm. Er war fest davon überzeugt, dass seine Anfälle von Herzrasen, seine innere Unruhe und Müdigkeit auf die DNA und das Hämoglobin des unbekannten Blutspenders zurückzuführen seien. Wütend rief er bei allen möglichen Behörden an und forderte den Erlass eines Gesetzes, das es den Angehörigen niederer Kasten verbietet, Blut an Angehörige höherer Kasten zu spenden.

Es war nicht damit zu rechnen, dass Patak je wieder ein normales Leben führen könnte. Die Erleichterung, eine lebensbedrohliche Krankheit überstanden zu haben, war längst vergessen. Der Mann wirkte mit aller Kraft darauf hin, seine Situation zu verschlimmern. Die Welt reagierte darauf, indem sie ihm weitere Probleme auflud. Und so kam es, dass er, der Meister im Problem-Erschaffen, die Chance vergeudete, etwas aus dem neuen Leben zu machen, das ihm geschenkt worden war.

Da fällt mir die folgende Fabel ein.

»Weißt du, wie schwer eine Schneeflocke ist«, fragte eine Tannenmeise eine Wildtaube.

»Sie wiegt fast gar nichts«, antwortete diese.

»Dann erzähle ich dir eine unglaubliche Geschichte«, sagte die Tannenmeise. »Ich saß auf einem der unteren Zweige einer Tanne, als es zu schneien anfing – nicht sehr viel, und es ging auch kein Wind. Es schneite leise wie im Traum. Ich hatte nichts anderes zu tun, und so begann ich, die Schneeflocken zu zählen, die auf meinen Zweig fielen. Genau 3.741.952 Schneeflocken hatte ich gezählt, als die nächste vom Himmel schwebte, die ja deiner

Meinung nach so gut wie gar nichts wiegt. Aber als sie landete, brach der Zweig.«

Wie viele Schneeflocken häufen sich gerade in meinem Geist an? Es gibt nichts, was uns leichter zu Fall bringen könnte als unsere eigenen Gedanken. Kaum hat der Kopf eine Lösung gefunden, schafft er sich tausend neue Probleme. In diesem Sinne verfügen wir alle über die Fantasie von Geschichtenerzählern. Hören wir auf, in Gedanken Krieg gegen uns selbst zu führen, tut sich plötzlich eine völlig neue Welt vor uns auf.

Bei einer Frau wurde Krebs im Endstadium diagnostiziert. Sie reagierte schockiert und verfiel in Depressionen. Als ihr spiritueller Lehrer sie besuchte, bat sie ihn um Rat.

»Häng die Sache nicht so hoch auf«, sagte der.

Dass sie an Krebs erkrankt war, sei schlimm genug, aber sie solle dieser unglücklichen Tatsache nicht noch mehr Gewicht verleihen, indem sie sich quälte. Die Frau, die schon immer ein spirituelles Leben geführt hatte, begriff den Sinn seines Rates und fand in ihre innere Balance zurück. Sie erkannte auch, dass der Krebs nur ein Teil von ihr war und nicht das Ganze. Sehr zum Erstaunen der Menschen in ihrem Umfeld wurde sie plötzlich viel aktiver, denn die Energie, die sie bis dahin zum Ankämpfen gegen die Angst aufgewandt hatte, stand ihr nun an Lebenskraft zur Verfügung. Statt ihre Gedanken um den Krebs kreisen zu lassen, konnte sie sich jetzt ihrer Heilung widmen. Versöhnen wir uns mit unserem Problem und nehmen wir es an, schrumpft es, während wir wachsen. In Wahrheit nämlich sind wir viel größer als unsere Probleme.

»Häng die Sache nicht so hoch auf!« Diesen Satz sollten wir beherzigen, ganz gleich, ob diese »Sache« für uns Glück oder Unglück bedeutet.

Trotzdem sollten wir diesen Rat nicht unbesehen weitergeben. Man würde uns höchstwahrscheinlich davonjagen oder die Freundschaft aufkündigen, würden wir den Satz einem Menschen sagen, der nach einem großen Erfolg überglücklich ist; der gerade einen ungerechten Verlust erlitten hat oder im Krankenbett liegt. Genau genommen sollten wir ihn keinem anderen sagen, sondern uns selbst. Dann macht er wirklich Sinn.

EIN MANTRA FÜRS LEBEN

»Das schmeckt lecker, das schmeckt lecker!« So lautete der Zauberspruch, den eine Bekannte jedes Mal aufsagte, bevor sie zu essen begann. Sie tat es mit einem leisen Lächeln und einer Ernsthaftigkeit, als würde sie Masala über das Gericht streuen, um es geschmacklich aufzuwerten. Angeblich sprach sie ihre Beschwörungsformel auch zu Hause während des Kochens.

»Du glaubst doch nicht allen Ernstes, dass schlechtes Essen besser wird, nur weil du diesen Spruch aufsagst?«, fragte ich.

»Na klar wird es lecker! Das ist ein starkes Mantra!«, erwiderte sie.

Irgendwann war es so weit, und sie hatte mich angesteckt. »Ihr seid die allerschönsten goldenen Süßkartoffeln, ihr seid die allerschönsten goldenen Süßkartoffeln!«, murmele ich seither bei der Zubereitung ganz normaler Knollen. Und ich habe das Gefühl, dass es tatsächlich wirkt. Natürlich handelt es sich um eine Art Selbsthypnose, aber es wäre unklug, das Ganze deshalb von der Hand zu weisen. Es ist erwiesen, dass Geschmack nicht im Essen selbst, sondern im Gehirn seinen Ursprung hat. Honig etwa schmeckt gar nicht süß, unser Gehirn gaukelt es uns nur vor. Es

handelt sich um eine Art Überlebensstrategie. Selbsthypnose spielt bei der Geschmackswahrnehmung eine große Rolle.

Meine Bekannte ist mittlerweile nach Neuseeland ausgewandert, aber ich kann mir bildlich vorstellen, wie sie auf der Nordinsel über irgendeinem fremdartigen Gericht ihren Zauberspruch murmelt: »Das ist lecker!« Der ganze Teller wird zu strahlen beginnen, und alles, was darauf liegt, wird köstlich sein …

Mantra ist ein Begriff aus dem Sanskrit und leitet sich ab von *manas* = »Geist« und *tram* = »Instrument«, lässt sich also mit »Instrument des Geistes« übersetzen. Bei der Arbeit mit Mantren wird durch ständiges Wiederholen einer Silbe, eines Wortes oder eines Satzes eine starke Schwingung erzeugt, bis der darin enthaltene Gedanke eine übermächtige, ja fast übernatürliche Kraft bekommt.

Vor zehn Jahren stand Renata, eine polnische Freundin, plötzlich vor mehreren gravierenden Herausforderungen, die alle zur gleichen Zeit zu meistern waren. Zum einen sah sie sich gezwungen, ihre Stelle als Professorin zu kündigen, weil sie den Neid und die Feindseligkeiten ihrer Kollegen nicht länger ertragen konnte; dann verschlimmerte sich ihr angeborener Herzfehler derart, dass sie sich einer umfangreichen Untersuchung unterziehen musste. Außerdem hatte sie eine wichtige Entscheidung zu treffen, um ihr aus den Bahnen geratenes Leben wieder auf Spur zu bringen, bevor es zu spät war.

»Wszystko będzie dobrze!«, sagte sie bei jeder Gelegenheit – polnisch für »Alles wird gut!« Dieses Mantra gab ihr Halt, und irgendwann wurde es wahr. Sie wurde von einer anderen Universität

zur Professorin berufen, und die Konditionen waren sogar noch besser als bei ihrer alten Stelle. Mit den Resultaten ihrer Herzuntersuchung konnte sie zufrieden sein, und dank der wichtigen Entscheidung, zu der sie sich durchgerungen hatte, konnte sie endlich das neue Leben beginnen, von dem sie vorher nur geträumt hatte. Sie beherzigte den Spruch, den sie irgendwann an der Wand eines Meditationszentrums gelesen hatte: »Setze keinen Punkt an die Stelle, an die Gott ein Komma gesetzt hat.«

Vor langer Zeit habe ich Ähnliches erlebt. Es war während eines Aufenthaltes in einem Aschram in Indien, und ich befand mich in einem Zustand des extremen inneren Aufruhrs. Mitten während der Meditation stürmte ich plötzlich aus dem Raum, lief halb nackt durch die Gegend oder fuhr mit dem Zug dreißig Stunden bis ans Ende des Kontinents und wieder zurück. Weil ich nichts aß, war ich bis auf die Knochen abgemagert. Ich stand buchstäblich am Rand des Wahnsinns. Bei jedem neuerlichen Anfall sagte mir eine Freundin, die ich im Aschram kennengelernt hatte: »Es ist alles in Ordnung. Lass deine Gedanken los.«

Als ich nach der verrückten Bahnfahrt zu ihr kam, führte sie mich in ein Restaurant in der Nähe, gab mir zu essen und sagte: »Es ist alles in Ordnung. Lass alles los.« Dabei muss ich körperlich und geistig wie ein Gespenst gewirkt haben.

Nicht ich, sondern meine Seele war hungrig. »Es ist alles in Ordnung.« Wahrscheinlich ging ich nur zu ihr, um diesen Satz zu hören. Sie gab mir damit zu verstehen, dass meine Gedanken wieder einmal einen Sturm im Wasserglas entfacht hatten. Es sei nichts dran an der Sache! Ich würde es mit der Zeit selbst merken.

»Es ist alles in Ordnung« war für diese Frau kein aus der Luft gegriffener Satz. Es war Lebenserfahrung, die da aus ihr sprach: Sie hatte den falschen Mann geheiratet und in ihrem Leid versucht, sich das Leben zu nehmen, weswegen sie aus einem fahrenden Zug gesprungen war. Und noch dazu hatte sie ihr geliebtes Kind verloren. Unzählige Stromschnellen hatten sie endlich in das Meer von »Es ist alles in Ordnung« gespült. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, taucht in meiner Erinnerung unter den vielen spirituell Suchenden aus allen Ecken der Welt, denen ich im Aschram begegnet bin, ihr friedlich strahlendes Gesicht auf. Sie brachte dem Märchenhelden, der im Turm eingesperrt war, das magische Wort, das ihn befreite.

Auch wenn wir es selbst oft nicht merken – jeder von uns hat sein eigenes Mantra, das mit seinen Schwingungen ganz bestimmte Hologramme bildet, aus denen wir uns unser Leben erschaffen. Es genügt, uns im Inneren gewohnheitsmäßig und unbewusst ein Wort beziehungsweise einen Satz vorzubeten, und schon wird daraus eine Mantra-Meditation.

In Kalkutta lernte ich einen Touristen kennen, der in jedem Satz das Wort »furchtbar« verwendete. Er schien an allen Orten, an denen er gewesen war, fortwährend »Furchtbares« erlebt zu haben. Er war mit einem »furchtbaren Nachtzug« gefahren, hatte in einem »furchtbaren Hotel« übernachtet und ein »furchtbares Lassi« (einen Trinkjoghurt) getrunken. Er trat sogar in einen »furchtbaren Kuhfladen« und sah in einem Hindutempel einen »Gott mit furchtbarer Fratze«. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, machte er zudem permanent ein »furchtbares Gesicht«.

Tags darauf sah ich ihn in einem Straßencafé sitzen und mit ziemlich unzufriedener Miene einen Chai-Tee trinken. Zwischen ihm und der Welt stand eine hohe Mauer. Ich hoffte, seine Reise würde für ihn nicht auf diese Weise enden.

Ein Weiser machte auf der Durchreise Station in einem Dorf. Eine Frau aus dem Ort hatte von seiner Anwesenheit erfahren und ging zu ihm, um ihn zu bitten, ihrem kranken Kind zu helfen. Er folgte ihr, und als sie bei ihrem Haus ankamen, strömten viele Leute herbei. Der Weise legte seine Hand auf die Stirn des kranken Kindes und begann zu beten.

»Wenn dem Kind nicht einmal die Medikamente helfen, die der Arzt verordnet hat, wie soll dein Gebet dann etwas bewirken?«, rief ein Mann aus der versammelten Menge.

»Du hast ja keine Ahnung vom Beten! Du bist ein solcher Idiot!«, schrie der Weise.

Der solchermaßen Beschimpfte lief vor Wut rot an und stieß die wüstesten Flüche gegen den Weisen aus. Der aber lächelte und sagte: »Guter Mann, wenn meine Worte dich dermaßen aufregen können, vielleicht können dann auch die Worte meines Gebets eine heilende Kraft entfalten.«

So heilte der Weise an jenem Tag zwei Menschen.

»Wähle die Worte, die du denkst, mit Bedacht«, lautet ein kluger Spruch. Denn auch wenn andere sie nicht hören, wir hören sie selbst. Ein Wort kann uns im Inneren zersetzen, während ein anderes wie ein Samenkorn in eine Ackerfurche fällt und in uns die Hoffnung und den Lebensmut aufkeimen lässt. Ob Zersetzung oder Wachstum, ob schädlich oder nützlich – beide Prozesse

brauchen ihre Zeit, aber welcher sich vollzieht, hängt von den Mikroorganismen ab, die wir zum Einsatz bringen.

»Ich will mit euch tun, wie ihr vor meinen Ohren gesagt habt«, ist mehr als bloß ein Bibelspruch. Wie uns eine Maske aufs Gesicht drückt, so prägen sich uns die negativen Stimmen in unserem Inneren ein, wenn wir sie unbewusst wiederholen. Andrew Newberg weist in seinem Buch *Die Kraft der Mitfühlenden Kommunikation. Wie Worte unser Leben ändern können* darauf hin, dass sich schon ein einziges Wort auf den Ausdruck der Gene auswirken kann, die für unseren Umgang mit physischem und emotionalem Stress zuständig sind. Es genügt, Worte wie »Liebe« oder »Frieden« auszusprechen, um funktionale Änderungen im Gehirn zu bewirken.

Pu der Bär fragt in dem gleichnamigen Kinderbuch seinen besten Freund Ferkel: »Welcher Tag ist heute?«, und er antwortet selbst: »Heute ist mein Lieblingstag.« Ein von Pu oft und gern gebrauchter Zauberspruch.

Mein Mantra heißt: »Atme!« Wenn ich unruhig bin oder merke, wie meine Emotionen hochkochen; wenn ich mich ärgere oder spüre, wie sich meine Gedanken auf sinnlose Achterbahnfahrt begeben, sage ich zu mir: »Atme!«, und ich hole tief Luft. Und sogleich habe ich meine Emotionen unter Kontrolle, werde ruhig und komme ganz ins Hier und Jetzt.

Wie lautet Ihr persönlicher Zauberspruch? Spiegelt sich in seiner Wortwahl der Reifungsprozess der Bejahung wider?

NIMM BEIM ZÄHLEN SEGENSREICHER MOMENTE DIE VERLETZUNGEN NICHT AUS

»Ein Erlebnis, das uns verletzt, ist kein zufälliges Ereignis. Es ist die Chance, auf die wir geduldig gewartet haben, um unsere Richtung im Leben zu finden, um dieses also ernst zu nehmen. Hätte sich dieser Zwischenfall nicht ereignet, wären wir jetzt auf der Suche nach einem anderen ähnlichen Erlebnis.«

W. H. AUDEN, ENGLISCHER LYRIKER

Eine junge Frau träumte davon, eines Tages ihre eigene psychotherapeutische Praxis zu eröffnen. Ihre Eltern, die ihr sehr zugewandt waren, verfügten über ausreichende Mittel, um ihr das Studium zu ermöglichen, und sie wollte mit ihrer Arbeit Menschen helfen, die an emotionalen Verletzungen litten. Nach dem Bachelor heiratete sie zunächst und führte mit ihrem Mann ein beneidenswert unbeschwertes Leben, bis sie nach einiger Zeit beschloss, nun doch ihren Master in Psychologie zu machen, um sich ihren alten Wunsch zu erfüllen. Und mit einem Mal holte das Pech sie ein.

Ihr Sohn und einziges Kind brach plötzlich zusammen und starb, bevor man herausfinden konnte, woran er gelitten hatte. Kaum hatte sie sich vom ärgsten Schock erholt, erfuhr sie, dass ihr

Mann sie betrog. Auf ihre Kritik und Vorwürfe ging er mit keinem Wort ein. Er ließ sie einfach sitzen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte sie noch nicht, dass sie zehn Monate später ihrem Vater ins Grab nachschauen würde. Ihr Beschützer, der ihr ihr Leben lang mit Rat und Tat zur Seite gestanden und stets für ihre Sicherheit gesorgt hatte, war plötzlich nicht mehr da.

Ihre Trauer war grenzenlos. Wenn sie bloß das Rad der Zeit zurückdrehen und die Menschen, die sie verloren hatte, irgendwie zurückholen könnte! Sie war jetzt nicht mehr die Mutter von jemandem, die Ehefrau von jemandem oder die Tochter von jemandem. All ihre bisherigen Identitäten hatten sich plötzlich in Luft aufgelöst, und zum ersten Mal in ihrem Leben war sie ernsthaft mit der Frage konfrontiert, wer sie eigentlich sei. Aus ihrer Trauer heraus fing sie auf einmal an, in sich selbst hineinzulauschen. Sie erkannte, dass eine verletzende Wahrheit besser ist als falscher Trost. Erwacht die Seele zu neuem Leben, verlieren alte Verluste an Bedeutung.

Inzwischen hat die Frau sowohl ihr Masterstudium als auch die harte Schule des Lebens gemeistert, und sie arbeitet heute als Psychotherapeutin. Wer das Leid aus eigener Erfahrung kennt und dennoch den anderen fragt, »Geht's dir gut?«, ist der »verwundete Heiler«, von dem C. G. Jung spricht. Heilung bricht manchmal wie eine Woge über uns herein. Sie wirft uns zu Boden, und kaum ist sie verebbt und wir haben unseren Halt wiedergefunden, schwappt schon die nächste über uns hinweg.

Wenn wir uns mit dem Messer schneiden, werden unsere physischen und emotionalen Heilungsmechanismen augenblicklich

mobilisiert und funktionieren viel aktiver als zuvor. Mit Mitte vierzig, auf dem Höhepunkt seiner Karriere, ereilte den gefragtesten Pianisten der Gegenwart, Murray Perahia, ein unerwarteter Schicksalsschlag. Er schnitt sich an der Kante eines Notenblatts am rechten Daumen. Die Wunde sah zunächst harmlos aus und schien auch schnell zu verheilen, doch dann kam es zu einer Infektion, und der Daumen deformierte sich. Perahia musste zweimal operiert werden, was bedeutete, dass er jahrelang nicht Klavier spielen konnte.

Ein Pianist, der sein Instrument nicht spielen kann! Durch welches Tal der Finsternis muss er gegangen sein. Aber Perahia erklärte, sich während dieser Zeit ungemein weiterentwickelt zu haben. Er habe endlich Zeit gehabt, sich der Musik jenseits des Klaviers aus verschiedenen Perspektiven zu nähern. Er habe sich gefragt, was in einem Komponisten vorging, wenn er seine Noten niederschrieb, und er habe Antworten gefunden. Als er wieder spielen konnte, tat er es auf einem höheren Niveau. Sein Spiel hatte an Seele und Tiefe gewonnen. Nicht umsonst nennt man ihn »den Troubadour des Pianos«. Die *Goldberg-Variationen* von Bach, die er nach seinem Comeback aufnahm, hielten sich fünfzehn Wochen lang in den Billboard Charts. In seiner Musik schwingt ein Gefühl von Dankbarkeit an Gott mit – die Dankbarkeit eines Menschen, der Leid überwunden hat.

Murray Perahias Interpretation von Beethovens *Mondscheinsonate* ist melancholisch: »Viele Experten waren der Meinung, dass es in Wahrheit keinen Zusammenhang zwischen dem Mondschein und der *Mondscheinsonate* von Beethoven gibt, und gingen davon

aus, dass man diese im Nachhinein konstruiert habe. Bei einer Auktion wurde dann aber eine Notiz von Beethoven entdeckt, die er unmittelbar vor dem Komponieren des Stücks verfasst hatte. Es ging darum, wo er sich eine Äolsharfe beschaffen könne, jenes Instrument, von dem man sagt, Äolus, der Gott des Windes, würde es spielen, wann immer der Wind in seine Saiten greift und sie zum Klingen bringt. Der Legende nach steigt ein Liebespaar, das wie Romeo und Julia jung aus dem Leben schied, auf einen Planeten hinab, der nur den Mondschein kennt. Es ist die Traurigkeit von einsamen Inseln, auf denen solche Liebespaare wohnen, die hörbar in den Klängen der Äolsharfe schwingt. Und genau diese Klänge fing Beethoven in seiner Mondscheinsonate ein.«

Wäre es falsch zu behaupten, dass jede Verletzung einen Sinn hat? Vielleicht sind nicht wir es, die die Wunde heilen, vielleicht heilt die Wunde uns. Erleiden wir eine Verletzung, ist dies ein unmissverständlicher Hinweis darauf, welcher Aspekt von uns der Veränderung bedarf. Schaue ich auf mein Leben zurück, haben sich vermeintliche Verletzungen im Nachhinein stets als Meilensteine auf dem Weg erwiesen, den ich auf der Suche nach meinem wahren Selbst gegangen bin. Im Gewebe des Lebens sind die Etappen des Leids eng mit denen des Segens verwoben. Das englische »blessing« und das französische »blesser« gehen etymologisch auf die gleiche Wurzel zurück – »blessing« bedeutet »Segen«, »blesser« hingegen »verletzt werden«. Beim Zählen der segensreichen Momente dürfen wir die Verletzungen nicht ausnehmen.

Ein junger Mann erkrankte an Knochenkrebs. Nachdem ihm ein Bein amputiert worden war, verfiel er in Verzweiflung, und er

entwickelte einen regelrechten Hass auf die Gesunden. In der ersten Sitzung der Maltherapie, die ihm die Ärzte verordneten, malte er seinen Körper als Vase. Sie war vollkommen schwarz und wies einen großen Riss auf.

Einige Jahre und viele Sitzungen später zeigte ihm der Therapeut sein erstes Bild.

»Oh, das ist noch nicht fertig«, bemerkte der junge Mann.

Ob er es nicht beenden wolle, fragte der Therapeut.

Er nickte, nahm einen gelben Stift zur Hand und deutete auf den Riss. »Sehen Sie«, sagte er. »Hier scheint die Sonne herein.« Und er brachte die Vase zum Strahlen.

Im Leben kommt es mehr darauf an, im Regen zu tanzen, als der Frage nachzugehen, wie man einen Wolkenbruch trocken übersteht, so der Spruch eines anonymen Verfassers.

Um zum spirituellen Krieger zu werden, braucht man ein gebrochenes Herz, sagt der aus Tibet stammende buddhistische Lehrer Chögyam Trungpa. Sonst sei man nicht geeignet. Leid, in dem man Sinn findet, sei kein Untergang, sondern der Moment der Wiedergeburt und Beginn einer neuen Reise. Die Katholiken sprechen von *felix culpa,* der »glücklichen Schuld«, quasi einem Untergehen mit wehenden Fahnen, da uns die Verletzung zur Erlösung führt.

Im nordamerikanischen indigenen Stamm der Sioux ist der Glaube verbreitet, dass der Mensch Gott am nächsten sei, wenn er leidet und traurig ist, da Schmerz die Schale des Egos zum Bersten bringt. Wer verwundet ist oder gelitten hat, gilt den Sioux als heilig. Die Leute wenden sich an diese Menschen und bitten sie, für

sie zu beten. Ihr Gebet, so glaubt man, sei eindringlicher und kraftvoller und könne Gott darum am ehesten erreichen.

Der vietnamesische Mönch Thích Nhat Hanh erzählte: »Vor einigen Jahren zog ich mir einen Virusinfekt zu, und in meiner Lunge sammelte sich Blut an. Jedes Mal, wenn ich husten musste – und das war häufig der Fall –, war mein Taschentuch rot. Das Atmen fiel mir schwer, und beim Atmen glücklich zu sein, umso schwerer. Dank der medizinischen Behandlung heilte meine Lunge vollständig aus, und auch das Atmen geht jetzt wieder leicht. Jetzt ist meine Aufgabe, mich bei jedem Atemzug an die Zeit zu erinnern, in der meine Lunge so krank war. Wie gut fühlt sich dann jeder einzelne an!«

Könnte es sein, dass die »Verletzung« das Leben von außen in unser Inneres holt? Es wäre natürlich optimal, wenn wir unverwundet unser wahres Selbst entdecken und unsere Richtung im Leben finden könnten. Aber wie es aussieht, scheint unsere Seele ganz genau zu wissen, wie viel Zeit wir im Leid zubringen müssen. Dass unser Leben viel größer als jede Verletzung ist, weiß unsere Seele ebenso.

GOTT SCHREIBT MIT GESCHWUNGENER SCHRIFT EINE GERADE BOTSCHAFT

Ein Bettelmönch ging mit seinem Schüler auf Wanderschaft. Bei Einbruch der Dämmerung gelangten sie auf der Suche nach einem Quartier für die Nacht zu einer halb verfallenen, strohgedeckten Hütte, die einsam an einem Abgrund stand. Dort lebte ein Ehepaar mit seinen drei Kindern. Um die Hütte herum wuchsen weder Baum noch Strauch. Kein Weizen wogte auf den Feldern. Nur eine abgemagerte Kuh war in der Nähe angebunden.

Als der Mönch und sein Schüler um ein Nachtlager anfragten, hieß der Vater der Familie sie freundlich willkommen, und man tischte ihnen Käse und einen aus frischer Milch zubereiteten Brei auf, eine Großzügigkeit, die die Gäste angesichts der Armut, in der diese Leute lebten, tief berührte.

Nach dem Essen fragte der Mönch, wie die Familie in dieser Ödnis so weit entfernt von Stadt und Dorf überhaupt zurechtkommen konnte. Es gab ja keinen Acker weit und breit!

Die Frau warf ihrem Mann einen müden Blick zu und antwortete resigniert: »Unser einziger Besitz ist eine alte Kuh, deren Milch wir entweder trinken oder mit der wir Käse herstellen. Bleibt etwas davon übrig, bringen wir sie ins Dorf und

tauschen sie gegen andere Lebensmittel. So halten wir uns über Wasser.«

Am nächsten Morgen bedankten sich der Mönch und sein Schüler für die Gastfreundschaft und machten sich auf den Weg.

»Geh zurück und stoß die Kuh von der Klippe«, sagte der Mönch zu seinem Schüler, kaum waren sie zur ersten Wegbiegung gelangt.

Der Schüler traute seinen Ohren nicht. »Diese Familie lebt doch allein von dieser Kuh. Ohne sie würden sie alle verhungern.«

»Geh schnell zurück und tu, was ich dir sage«, beharrte der Mönch.

Schweren Herzens schlich sich der junge Mönch zu der Hütte zurück. Er fürchtete um das Wohl der Familie, doch andererseits hatte er ein Gelübde abgelegt, das ihn zu bedingungslosem Gehorsam gegenüber seinem weisen Lehrer verpflichtete. Ihm blieb also ihm keine andere Wahl – er stieß die Kuh von der Klippe.

Jahre gingen ins Land, und irgendwann kam der junge Mönch, diesmal alleine, wieder in dieselbe Gegend. Er bereute seine Tat noch immer, und so beschloss er, zu der Familie zu gehen und sich zu entschuldigen.

Als er um die Biegung am Fuß des Berges kam, blieb er staunend stehen. Dort, wo damals die halb verfallene Strohhütte gestanden hatte, war jetzt ein schönes Haus, mit einem Gemüsefeld daneben und einem Blumenbeet davor, und beide wurden offensichtlich liebevoll gepflegt. Es war auf einen Blick zu sehen, dass Wohlstand und Glück an diesem Ort Einzug gehalten hatten.

Der Mönch klopfte an die Tür, und ein Mann öffnete ihm. Er war zwar einfach, aber ordentlich gekleidet.

»Wissen Sie, was aus der Familie geworden ist, die hier früher einmal gewohnt hat? Haben Sie den Leuten das Haus abgekauft, weil sie kurz vor dem Verhungern waren?«, fragte er.

Der Mann schaute ihn fragend an. »Ich habe doch mein ganzes Leben hier gelebt«, sagte er.

Da sagte ihm der Mönch, dass er vor Jahren mit seinem Lehrer eine Nacht hier verbracht habe, und wieder fragte er: »Was ist mit der Familie danach geschehen?«

Daraufhin lud der Mann den Mönch ein, abermals eine Nacht bei ihm zu verbringen. Er tischte ihm ein Essen auf, und als hätte er auf diese Gelegenheit gewartet, fing er zu erzählen an.

»Alles, was wir damals besaßen, war eine abgemagerte Kuh. Sie bewahrte uns vor dem Hungertod, und wir sahen keine Möglichkeit, uns aus der Not zu befreien. Eines Tages aber stürzte sie von der Klippe und starb. Nun mussten wir etwas tun, wenn wir überleben wollten. Wir lernten, wie man einen Acker bestellt, und wir pflanzten Kräuter und setzten Bäume auf dem brachliegenden Feld. Wir mussten ja irgendeinen Weg finden, und wir fanden ihn auch. Letztlich erwies sich der Verlust der Kuh für uns als ein großes Glück. Unser Leben ist so viel besser und sinnvoller geworden.«

Einen Moment lang schloss der Mönch die Augen. Sein Lehrer hatte es gewusst! Er hatte erkannt, dass wir unser altes Leben nur dann hinter uns lassen können, wenn die erbärmlichen Abhängigkeiten beseitigt sind, die uns hindern, Neues zu wagen und uns auf Abenteuer einzulassen.

Solange wir uns an Sicherheiten klammern, stößt uns das Leben eine Klippe hinab. Reißt uns eine Woge des Schicksals zu

Boden, ist es an der Zeit, ein neues Leben anzufangen. Verlust und Abschied haben immer einen Sinn. Gott schreibt mit geschwungener Schrift eine gerade Botschaft.

Welche Kuh habe ich, die ich von der Klippe stoßen sollte? Wie heißt sie? Wovon bin ich abhängig? Was ist so bequem und vertraut, dass es mich festhält und hindert, im Leben voranzuschreiten? Uns diese Fragen zu stellen ist Teil der Lebenskunst. Wir müssen uns von unserer Kuh trennen, um unseren Horizont zu weiten und uns zu befreien.

Um es mit der buddhistischen Weisheitslehrerin Pema Chödrön zu sagen: »Bauen wir auf Sicherheit und Gewissheit, haben wir uns den falschen Planeten ausgesucht.«

ALLES LEBENDIGE EMPFINDET SCHMERZ

Jeder Mensch, dem wir begegnen, hat seine Verletzungen, von denen wir nichts wissen. Gehen wir also freundlich miteinander um und fällen wir keine willkürlichen Urteile über andere. Jeder reist auf seine eigene Art durchs Leben.

In den muslimischen Kulturen in Pakistan und Teilen Indiens, deren Amtssprache Urdu ist, grüßt man sich mit *»Kya haal hai?«,* was so viel bedeutet wie: »Wie ist es um dein ›haal‹ bestellt?«, den »Zustand deines Herzens«. Es ist eine Frage von Mensch zu Mensch, die Frage danach, ob der andere Freude im Herzen trägt und wie lebendig seine Seele ist. Es geht nicht darum, wie viel er verdient oder wie viel beschäftigt er ist.

In einer kleinen Gasse in der nordindischen Stadt Varanasi gibt es ein Teehaus, in dem ich einen Stammplatz habe. Es ist klein und sehr bescheiden, aber weil dort ein guter *Chai* serviert wird, ist es sowohl bei Einheimischen als auch bei Ausländern sehr beliebt. Ein Mann betreibt es gemeinsam mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder, der ein hervorragender Maler ist und eigentlich Künstler werden wollte.

An einem Morgen saß ich auf einem der Holzstühle im

hinteren Bereich des Teehauses und blätterte in der Zeitung, als ich einen Einheimischen vor der Tür stehen sah. Es war auf einen Blick zu erkennen, dass er nicht zum Teetrinken gekommen war. Er war ärmlich gekleidet und machte keinerlei Anstalten, die Stufen am Eingang hochzusteigen. Er stand einfach da und schaute in den Gastraum hinein. Er schien auch nicht betteln zu wollen.

Er stand einfach da. Die Gasse vor dem Lokal war kaum mehr als einen Meter breit, und er verstellte den Passanten und Motorrädern den Weg, aber das schien ihm nichts auszumachen. Er verharrte reglos auf seinem Platz und starrte in das Teehaus hinein. Es bestand kein Zweifel, dass die anderen Gäste, die ich fast alle kannte, ihn für geisteskrank hielten. Auch ich konnte mich dieses Gefühls kaum erwehren, obwohl ich den Mann noch nie gesehen hatte.

Über eine Woche erschien er jeden Morgen gegen acht vor der Tür, ließ sich von den Passanten hin und her schubsen – von den Kindern, die um diese Zeit zur Schule gingen, den Pilgern, die auf dem Weg zum Ganges waren, dem beleibten Ladenbesitzer, der sein Geschäft aufschließen ging und der dicken Frau, die zum Gemüsemarkt wollte. Wie angewurzelt stand er da und starrte unverwandt in den Gastraum. Er wirkte hungrig, und in seinem eigentümlich verschleierten Blick lag eine tiefe Sehnsucht.

Irgendwann konnte ich nicht anders. Ich legte meine Zeitung beiseite und sprach ihn an: *»Kya haal hai!«*

»Kya haal hai!«, gab er zurück.

Ich fragte ihn auf Hindi, wie sein Name sei und woher er komme. Zu meiner Überraschung antwortete er auf Englisch, was bedeutete, dass er eine einigermaßen gute Schulbildung haben

musste. Er war nicht aus diesem Viertel, sondern aus einem anderen Stadtteil.

Ich bot ihm einen Chai an und fragte ihn, warum er täglich hier stünde. Mit schmutzigen Händen umfasste er das heiße Glas und deutete mit dem Kinn in den Gastraum. Ich folgte seinem Blick, sah aber nicht, was er meinte, und schaute ihn fragend an. Er deutete mit dem Finger auf die Wand gegenüber dem Eingang. Erst jetzt entdeckte ich das Bild, das dort hing.

Es war ein kleines, gerahmtes Aquarell in einem Rahmen und eigentlich nichts Besonderes. Der jüngere Bruder des Teehausbesitzers hatte es gemalt. Ich hatte es mir nie genauer angesehen, obwohl ich oft genug in dem Raum gewesen war. In zarten Blau- und Brauntönen bildete es in feinem Pinselstrich eine Frau im Sari ab, die mit beiden Armen ein Kind in die Höhe hebt und liebevoll zu ihm aufschaut. Bei der Betrachtung des Bildes füllten sich die Augen des Mannes mit Tränen. Darum hatte sein Blick so verschleiert gewirkt.

Er rührte seinen Tee kaum an. »Auch ich hatte eine Frau und ein Kind wie auf dem Bild«, sagte er leise. »Hatte.« Im Jahr zuvor waren die beiden bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Der Schock war so groß, dass er seither ziellos umherwanderte. Durch Zufall entdeckte er dabei dieses Bild, und von da an kam er jeden Tag hierher und starrte es stundenlang mit Tränen in den Augen an – das Bild seiner Frau, wie sie ihrer beider Kind in die Luft hebt und liebevoll zu ihm aufschaut …

Alles Lebendige empfindet Schmerz. Es heißt, Leid würde zum Heilmittel, sobald es eine bestimmte Grenze übersteigt. Wo

verläuft diese Grenze? Vielleicht glauben wir nicht an die Existenz Gottes und stützen uns trotzdem auf ihn?

Ein Jahr verging, bis ich das nächste Mal nach Varanasi kam. Jedes Mal, wenn ich im Teehaus war, hielt ich nach dem Mann Ausschau, aber er kam nicht. Nach einigen Tagen fragte ich den Wirt und seinen Bruder und auch die Gäste nach ihm, aber keiner konnte mir Auskunft geben. Nur das Bild hing wie immer an der Wand.

Im Lieblingslied meines indischen Freunds Sansai gibt es eine Zeile, die lautet: *»Duniya me kitna gham hai, mera gham kitna kam hai.«* – »Wie zahlreich sind die Schmerzen in der Welt, wie klein ist mein eigener Schmerz.« Erfährt man vom Leid anderer, kommt einem das eigene plötzlich ganz klein vor.

Demeter, in der griechischen Mythologie die Göttin des Getreides, war außerstande, ihr Werk zu tun und das Korn wachsen zu lassen. Hades, der Gott der Unterwelt, hatte ihre Tochter Persephone entführt, und sie konnte nicht aufhören zu weinen. Auf der ganzen Erde herrschte deshalb Dürre. Auch Gott Rama in der indischen Mythologie weinte bitterlich, nachdem seine Frau entführt worden war. Erkennen wir, dass niemand auf der Welt frei von Schmerz und Leid ist, nicht einmal die Götter, können wir auf Glück und Unglück so maßvoll reagieren, dass nicht unser ganzes Leben aus den Fugen gerät. Andernfalls wären wir wie ein Baum, der noch bebt, nachdem sich der Taifun längst verzogen hat.

Rein äußerlich wirkt jeder unbeschwert, bis wir erfahren, was ihm im Leben widerfahren ist. Hierzu eine Fabel aus dem Sufismus.

Ein Mann betete jede Nacht zu Gott: »Erfülle mir bitte einen einzigen Wunsch. Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt. Jeder hat ein besseres Leben als ich. Ich wünsche mir keinen Segen, ich will mein Leben mit dem eines anderen tauschen! Ist das etwa zu viel verlangt?«

Nacht für Nacht schrie der Mann diese Worte hinaus, sodass Gott keinen Frieden finden konnte. Eines späten Abends schließlich sprach eine donnernde Stimme vom Himmel herab zu den Menschen: »Schlagt alles, was ihr je an Unglück erlebt habt, in ein Tuch und tragt es in den Hof des Tempels.«

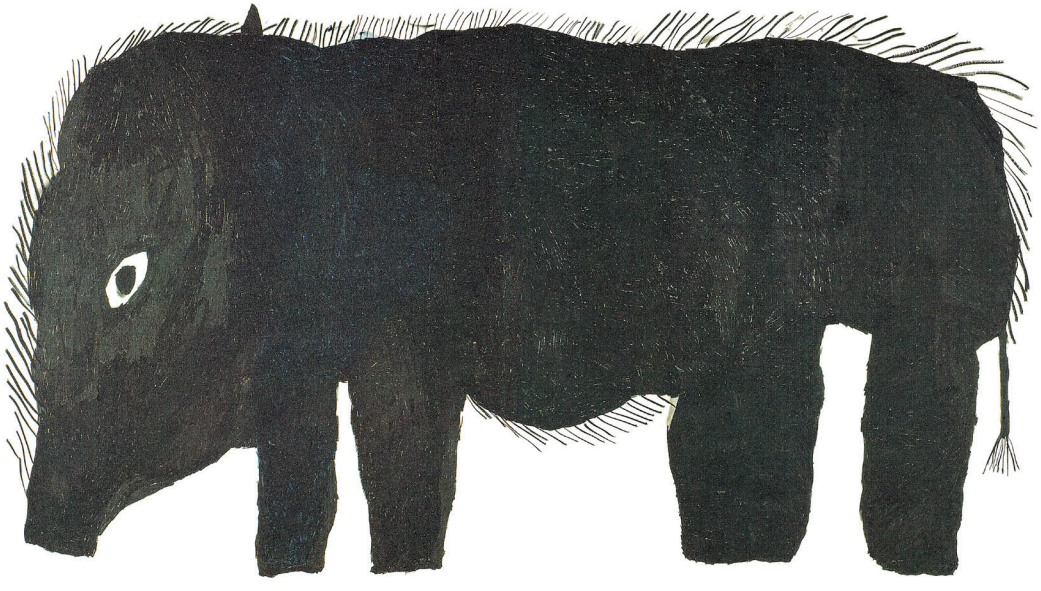
Aus dem Schlaf gerissen, fingen die Menschen an, all ihre leidvollen Erfahrungen in ein Tuch zu schnüren.

»Endlich bekomme ich Gelegenheit, mir ein anderes Leben auszusuchen!«, dachte der Mann, als er sich sein Bündel schnappte, und eilte frohen Herzens zum Tempel. Unterwegs begegnete er anderen, die auch ihre Bündel trugen, bloß waren die viel größer als seins. Es gab Leute, die er nur lächelnd kannte und die gut gekleidet waren – und nun mussten sie sich ihr Bündel über die Schulter werfen, um es überhaupt tragen zu können. Je näher der Mann dem Tempel kam, desto beunruhigter war er. Am liebsten wäre er nach Hause gegangen! Zögernd betrat er den Tempel, schließlich war er es gewesen, der sein Leben lang um diesen Moment gefleht hatte.

»Schnürt eure Bündel auf«, kam dröhnend der Befehl von oben.

Alle gehorchten, und wieder kam die Stimme: »Nun schaut euch genau an, was die anderen in ihrem Bündel haben, und dann wählt die Last aus, die ihr behalten wollt.«

Und nun geschah etwas Erstaunliches. Zunächst liefen alle durcheinander und schauten sich das Leid und die Schmerzen der anderen an, aber kaum hatten sie es gesehen, rannten sie zu ihrem eigenen Bündel zurück und hielten es fest. Dem Mann erging es ebenso. Wie schnell griff er nach seinem eigenen Bündel aus Angst, dass es ihm ein anderer wegschnappen könnte! Welch großes Leid ihm im Leben eines anderen beschieden würde, wusste er nicht, aber an sein eigenes Unglück hatte er sich gewöhnt. Sein Klagegebet war ein für alle Mal verstummt.



Wer kann schon sagen, ob etwas für unser Leben insgesamt gut oder schlecht ist? Geraten wir in eine Sackgasse, kann dies eine Botschaft sein. Könnten wir unser Leben als Ganzes überblicken, könnten wir dann sehen, dass sich ein Hindernis, das sich uns jetzt in den Weg stellt, am Ende als Sprungbrett erweist? Vielleicht sind wir in diese Situation geraten, weil wir einen Weg beschritten haben, den wir tief im Inneren gar nicht hatten gehen wollen? Das Leben scheint uns hin und wieder auf Pfade zu führen, die zwar nicht Teil unseres Plans sind, aber nach denen unser Herz sich sehnt. Für den Kopf mag das nicht nachvollziehbar sein, für unser Herz aber schon.

WER KANN SCHON SAGEN, OB ETWAS FÜR UNSER LEBEN INSGESAMT GUT ODER SCHLECHT IST?

Ich stand kurz vor dem Abschluss meines Studiums und wusste nicht, wie es danach weitergehen sollte, als ein Freund mit den Bewerbungsunterlagen für eine Journalistenstelle bei einer Tageszeitung vorbeikam. Er schlug vor, wir sollten uns gemeinsam darauf bewerben. Würde es klappen, könnten wir vielleicht als Auslandskorrespondenten arbeiten. Dieses Wort genügte, um mich zu überzeugen. Wir füllten also alles aus und scherzten dabei, dass wir mit ein bisschen Glück bald in den Himalaya gehen und ein Interview mit einem Heiligen führen würden, und so gelang es uns wie so oft, unsere Angst vor der Zukunft hinter der Fassade des Humors zu verstecken.

Der schriftliche Einstellungstest sollte zehn Tage darauf in den Räumen der Kookmin-Universität stattfinden, und noch heute denke ich jedes Mal daran, wenn ich an dem Gebäude vorbeikomme. Ich verbrachte schlaflose Nächte in meinem muffigen Untermietzimmer, um mich auf die Prüfung vorzubereiten. Während ich meine Arbeitsblätter durchging, redete ich mir ein, dass es keinen Themenbereich gäbe, den ich nicht ausreichend beherrschte. Endlich war der große Tag gekommen. Es war ein Sonntag. Früher

als nötig traf ich mit pochendem Herzen an der Universität ein. Im Gebäude herrschte verdächtige Stille. Ich folgte den Pfeilen zum Prüfungsraum, doch der war leer.

Ich ging zum Eingang und fragte beim Pförtner nach. Er musterte mich misstrauisch. Mit meinen langen Haaren sah ich wie John Lennon aus. »Die Prüfung war gestern«, erklärte er mir. Ich hatte mich im Datum geirrt! Ich konnte es kaum fassen. Um den Blick des Pförtners nicht länger ertragen zu müssen, floh ich in eine Kneipe gegenüber der Uni und fing an, mich ganz allein frühmorgens zu betrinken. Dabei verfluchte ich den Himmel, der mich zu einem Dasein am Rande der Gesellschaft verurteilt hatte.

Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass mir mein Lebensweg bereits versperrt worden war, noch bevor ich ihn betreten hatte. Irgendwann an jenem Tag schleppte ich mich torkelnd die etwa sieben Kilometer von der Uni zum buddhistischen Tempel von Chogye und streckte mich in der Gebetshalle der Länge nach auf dem Boden aus, als würde ich zum Buddha beten. Bevor ich einschlief, kam mir der Gedanke: Das ist eine Botschaft! Ich soll nicht Journalist werden, sondern etwas anderes machen. Ich soll zwar auf der Welt leben, aber nicht von der Welt sein. Weil ich mich im Datum geirrt hatte, entging mir zwar die Chance auf ein Interview mit einem Heiligen, aber die Reise in den Himalaya, von der ich mit meinem Freund im Scherz geträumt hatte, wurde später Wirklichkeit.

Könnten wir unser Leben als Ganzes überblicken, könnten wir dann sehen, dass sich ein Hindernis, das sich uns jetzt in den Weg stellt, am Ende als Sprungbrett erweist? Würden wir erkennen,

dass genau darin die Chance unseres Lebens liegt? Nicht der Weg, den wir hinter uns haben, sondern der, der vor uns liegt, lässt unser Herz höherschlagen.

Ein Mann bewarb sich als Putzkraft bei einer Reinigungsfirma, und als der Chef verlangte, er solle ihm zeigen, wie er Böden reinigte, ließ er sich nicht zweimal bitten. Der Chef war hochzufrieden mit dem, was er sah.

»Sie kriegen die Stelle! Bitte geben Sie mir Ihre E-Mail-Adresse, damit ich Ihnen den Arbeitsvertrag, die Arbeitsplatzbeschreibung und alle weiteren Details zukommen lassen kann.«

»Ich besitze weder Computer noch eine E-Mail-Adresse«, antwortete der Mann.

»Wenn man keine E-Mail-Adresse hat, ist das fast so, als würde man nicht existieren. Es tut mir leid, aber ich kann niemanden einstellen, der nicht existiert«, entgegnete der Chef.

Am Boden zerstört trat der Mann auf die Straße. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte nur noch zehn Dollar in der Tasche. Er überlegte eine Weile, dann ging er zu einem Großhändler für Obst und Gemüse und gab seine gesamte Barschaft für eine Kiste Tomaten aus. Er lief von Haus zu Haus und verkaufte sie, und in nicht einmal zwei Stunden hatte er seinen Einsatz verdoppelt. Er wiederholte dasselbe drei weitere Male, und als er am Abend nach Hause ging, hatte er achtzig Dollar in der Tasche.

Er erkannte, dass er sich seinen Lebensunterhalt auch auf diese Weise verdienen konnte. Von nun an verkaufte er täglich von frühmorgens bis spät in die Nacht hinein Tomaten, und jeden Tag verdoppelte oder verdreifachte er sein Vermögen. Es dauerte nicht

lang, und er konnte sich einen Karren kaufen, und kurz darauf einen Lieferwagen. Bald besaß er mehrere Fahrzeuge, und innerhalb von fünf Jahren war er Geschäftsführer seines eigenen Lebensmittelgroßhandels.

Irgendwann beschloss er, für sich und seine Familie eine Lebensversicherung abzuschließen und suchte einen Makler auf. Am Ende der Beratung fragte ihn dieser nach seiner E-Mail-Adresse.

»Ich habe keine E-Mail-Adresse«, gab er zurück.

Der Vertreter starrte ihn fassungslos an. »Wie haben Sie es ohne E-Mail-Adresse so weit gebracht? Was wäre wohl aus Ihnen geworden, wenn Sie eine gehabt hätten?«

Nach kurzem Überlegen antwortete der Mann: »Wahrscheinlich wäre ich jetzt Putzkraft.«

Wer kann schon sagen, ob etwas für unser Leben insgesamt gut oder schlecht ist? Geraten wir in eine Sackgasse, kann dies eine Botschaft sein. Könnten wir unser Leben als Ganzes überblicken, könnten wir dann sehen, dass sich ein Hindernis, das sich uns jetzt in den Weg stellt, am Ende als Sprungbrett erweist? Vielleicht sind wir in diese Situation geraten, weil wir einen Weg beschritten haben, den wir tief im Inneren gar nicht hatten gehen wollen? Das Leben scheint uns hin und wieder auf Pfade zu führen, die zwar nicht Teil unseres Plans sind, aber nach denen unser Herz sich sehnt. Für den Kopf mag das nicht nachvollziehbar sein, für unser Herz aber schon.

WARUM GIBST DU MIR NUR DAS?

Ein Mann begab sich auf eine Wanderung durch die algerische Wüste, und er verlief sich. Obwohl er die Himmelsrichtungen nicht mehr auseinanderhalten konnte, nahm er alle Kraft zusammen, um weiterzulaufen. Er musste Wasser und etwas Essbares finden! Unter der sengenden Sonne irrte er mehrere Tage umher, bis er schließlich in der Ferne ein Zelt entdeckte. Mit zitternden Knien schleppte er sich mühsam näher, und als er endlich dort angelangt war, flehte er um Wasser und etwas zu essen.

Der Schafhirte, der vor das Zelt getreten war, trug die traditionelle Kleidung und den Turban der Beduinen.

»Ich bedauere. Wasser und Nahrung kann ich dir nicht geben. Aber eine Krawatte kannst du haben.«

»Ich bin am Verdursten und Verhungern, und du willst mir eine Krawatte geben? In der Wüste?« Der verirrte Wanderer traute seinen Ohren kaum.

»Diese Krawatte ist alles, was ich dir geben kann. Ich selbst habe weder Wasser noch Nahrung, aber ich weiß, wo man dir helfen kann. Der Ort liegt nur zwei Kilometer entfernt von hier, aber

um dort Wasser und Nahrung zu bekommen, brauchst du diese Krawatte«, erwiderte der Schafhirte höflich.

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«, schrie der Wanderer wütend. »Was soll das heißen – eine Krawatte? Mann, ich bin kurz vor dem Verhungern und Verdursten!«

Er schleuderte die Krawatte auf den Boden und schleppte sich mit letzter Kraft die zwei Kilometer bis zum nächsten Zelt. Dort angekommen, flehte er wieder: »Gebt mir Wasser und etwas zu essen.«

Auch dieses Mal trat ein Beduine aus dem Zelt. Allerdings trug er nicht die typische Tracht der Einheimischen, sondern einen westlichen schwarzen Anzug, darunter ein weißes, frisch gebügeltes Hemd und eine schwarze Fliege. Der Wanderer starrte ihn überrascht an.

»Ohne Krawatte darf hier keiner rein«, sagte der Mann im Anzug.

»Ich bin am Verdursten und Verhungern. Wenn Sie mir nicht helfen, werde ich sterben.«

»Ohne Krawatte kann ich leider nichts für Sie tun. So lautet nun einmal die Regel hier in meinem Zelt. Ich habe allen Schafhirten im Umkreis von zwei Kilometern die Anweisung erteilt, jedem Wanderer, der wie Sie halb verdurstet und verhungert durch die Gegend irrt, eine Krawatte zu geben, bevor sie ihn zu mir schicken. Hätten Sie die Krawatte angenommen, die Ihnen mein Nachbar geben wollte, hätte ich Sie längst hereingebeten. Haben Sie aber nicht, und darum gibt es jetzt nichts. Daran ist nicht zu rütteln.«

Wir wollen stets auf möglichst direktem Weg ans Ziel, doch wenn da keine Zwischenstationen wären – wie könnte sich uns die ganze Schönheit des Weges erschließen? Jeder Künstler muss unzählige Werke erschaffen, um in seinem Fach ernst genommen zu werden, so wie jeder Vogel zunächst unbeholfen mit den Flügeln flattert, bevor er sich irgendwann elegant in die Lüfte erhebt.

Mit Anfang zwanzig war ich einmal in Busan, einer Hafenstadt im Süden Koreas. Die Nächte verbrachte ich im Park oder auf dem Platz vor dem Bahnhof, aber weil ich auch essen musste, brauchte ich einen Job. Als ich an einem Strommast einen Zettel mit einem passend erscheinenden Angebot entdeckte, machte ich mich auf den Weg zu der angegebenen Adresse. Es handelte sich um ein Geschäft für Mottenkugeln. Meine Arbeit bestand darin, mit einer bis zum Rand mit Ware gefüllten Umhängetasche von Haus zu Haus zu gehen und das giftige Zeug zu verkaufen.

Der penetrante Gestank bereitete mir große Probleme. Schon als Kind verfügte ich über einen derart sensiblen Geruchssinn, dass ich allein vom Geruch roher Sardinen einen Krampfanfall bekommen hatte. Es stand zu befürchten, dass ich vom Gestank der Mottenkugeln eher den Geist aufgeben würde als die Motten. Ich hatte kaum mehr als ein paar Tüten verkauft, als ich beschloss, mir eine andere Arbeit zu suchen. Wann immer ich Mottenkugeln rieche, sehe ich mich noch heute halb betäubt von dem üblen Geruch durch die Gassen von Busan wanken.

Als nächstes heuerte ich als Eisverkäufer an. Es gehörte mit zur Jobbeschreibung, einen bunten Partyhut zu tragen. Sie können sich unschwer ausmalen, wie ich mich fühlte, als ich, der langhaarige Literaturstudent, mit dieser lächerlichen Kopfbedeckung an meinem Stand im Stadtzentrum stand und mich ein ortsansässiger Literat im Vorübergehen erkannte …

Etwas Gutes hatte das Ganze: Ich durfte auf dem Rasen neben dem kleinen Blumenbeet vor dem Bahnhof mein Nachtlager aufschlagen. Dieses Privileg hatte ich einem Polizisten zu verdanken, der ein Auge zudrückte, nachdem sich bei einer Routinekontrolle am Bahnhof Busanjin herausstellte, dass wir beide dieselbe Uni besucht hatten. Er hielt mir auch die anderen Obdachlosen vom Hals, damit ich in Ruhe schreiben konnte – bloß die Verzweiflung bannte er nicht, die mich jedes Mal befiel, wenn ich die Ratten auf dem Rasen heranschleichen sah.

»Wer ist Gott, und warum ist er so unbarmherzig zu mir? Auf welcher Seite des Schicksalbuchs steht geschrieben, dass ich dies alles erleiden muss? Hat etwa jemand die restlichen Seiten herausgerissen, sodass mein Leben genauso endet?« Das waren die Fragen, die ich mir damals stellte.

Der persische Dichter Rumi schrieb:

Die Welt ist voller Schwierigkeiten.
Durchschreite sie geduldig,
und du wirst einen großen Schatz finden.
Dein Haus ist klein, schau hinein
und es offenbart dir die Geheimnisse der unsichtbaren Welt.

Ich fragte:
»Warum gibst du mir nur das?«
Eine Stimme antwortete:
»Weil nur das dich zu dem führt, was du haben willst.«

Wir rufen Gott und dem Leben zu: »Warum gibst Du mir nur das?« Und eine Stimme aus dem Off antwortet leise: »Weil nur das dich zu dem führt, was du haben willst.« Hören wir ihr Flüstern nicht, vergeuden wir unsere Zeit damit, im Inneren unsinnige Streitgespräche mit der Welt zu führen.

An einem regnerischen Tag wollte ein junger Mann aus Los Angeles nach San Francisco trampen. Er stand viele Stunden in der Nässe am Straßenrand, aber alle Autos, die vorbeikamen, fuhren in die andere Richtung. Schließlich betete er zu Gott: »Lieber Gott, hilf mir bitte, nach San Francisco zu kommen!«

Als Gott ihn so inbrünstig beten hörte, schickte er ihm eilig einen Wagen vorbei, der in seine Richtung fuhr. Der Fahrer hielt, und der junge Mann erklärte ihm, wohin er wolle.

»Das passt super«, sagte der Fahrer. »Dann kann ich Sie bis Monterey mitnehmen.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Ich will nicht nach Monterey, ich will nach San Francisco.«

Auch als der Fahrer ihm erklärte, dass es von Monterey nach San Francisco nur ein Katzensprung sei und sich dort leicht jemand finden ließe, der ihn mitnehmen würde, lehnte der junge Mann ab. Der Fahrer fuhr ohne ihn los und ließ ihn im Regen stehen. Und selbst Gott konnte ihm nicht helfen.

DIE KUNST, WUNDER ZU WIRKEN

Im Englischen ist ein »Writer« jemand, der schreibt, und ein »Waiter« – wörtlich übersetzt – einer, der wartet. Beides trifft auf mich zu. Dass ein Schriftsteller, der auf den optimalen Moment zum Schreiben wartet, womöglich bis an sein Lebensende keine einzige Zeile zu Papier zu bringen vermag – auch in diesem Satz finde ich mich wieder.

Früher schrieb ich meistens nachts, aber inzwischen bin ich dazu übergegangen, mich in den frühen Morgenstunden an den Schreibtisch zu setzen. Ich stehe um halb sechs auf, meditiere zwanzig Minuten und schreibe beziehungsweise übersetze bis nachmittags um drei. Ich bin alles andere als ein begnadeter Schriftsteller oder Übersetzer, und so kostet mich meine Arbeit viel Mühe. Es gibt Tage, an denen ich mit dem ersten Satz hadere oder einen ganzen Vormittag vergeblich an einem einzigen Absatz feile. Um es mit dem Reise-Essayisten Pico Iyer zu sagen: »Schreiben ist letztendlich die eigenartigste aller Anomalien: ein vertraulicher Brief an einen Fremden.«

Selbst auf Reisen behalte ich meine Routine bei. Wie oft habe ich am frühen Morgen schreibend im Zug gesessen; oder bei

Sonnenaufgang auf den Stufen am Ganges; oder, leise vor mich hin murmelnd, auf dem Beifahrersitz eines Lastwagens auf einer Fahrt durch den Himalaya – sehr zum Befremden des Fahrers. Hätte ich auf Inspiration gewartet, wäre es mir unmöglich gewesen, auch nur eine einzige Geschichte zu erzählen. Inspiration bedeutet für mich nichts anderes, als Tag für Tag einfach weiterzuschreiben. Zu erleben, dass mir ein fantastischer Stoff einfach so in den Schoß fällt – dieses Glück weicht mir hartnäckig aus. Ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, dass der Gott des Schreibens einen Bogen um mein Arbeitszimmer macht und lieber zu anderen Autoren geht. Hätte ich all die Haare behalten, die ich mir im Laufe der Jahre ausgerauft habe, weil mir der nächste Satz nicht einfallen mochte – mein Haar wäre wesentlich dichter.

Ein Marathonläufer läuft nicht, weil ihm das Laufen besonders leichtfällt; es ist denkbar, dass ich nie Schriftsteller geworden wäre, wenn mir die Worte mühelos aus der Feder geflossen wären. Paradoxerweise schreibe ich, weil es so schwierig für mich ist. Mit Fug und Recht könnte man mich fragen, warum ich nicht aufhöre, wo ich mich doch so sehr damit quäle. Aber was sollte ich dann tun? Denn zu schreiben ist etwas, das ich tun kann, solange ich noch einen Funken Fantasie habe.

Einmal antwortete Mark Twain, der Erfinder von Tom Sawyer und Huckleberry Finn, auf die Frage, was es braucht, um so gut schreiben zu können: »Ich habe fünfzehn Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass ich kein Talent zum Schreiben habe. Aber ich konnte es einfach nicht lassen. Ich musste weiterschreiben. Denn

als ich merkte, dass mir jegliches Talent abgeht, war ich als Schriftsteller bereits zu Weltruhm gelangt.«

Haruki Murakami beichtet: »Wie viele Bücher ich auch schreibe, ich erreiche nie mein Ziel. Das gilt auch heute noch, nach mehreren Jahrzehnten.«

Ich rede hier nicht von der Notwendigkeit, mich anzustrengen. Womit ich mich gerade abmühe, ist, von »Berufung« zu schreiben – der Aufgabe nachzugehen, die uns das Herz diktiert. Alles im Leben ist genauso schwer, wie Mönch zu werden, es sei denn, man betreibt es nur als Hobby. Auch das Schreiben ist kein bloßes Produkt der Fantasie. Es ist der Versuch, mich der Wahrheit zu nähern, die ich als Schreibender tief in meinem Inneren spüre. Diesen Teil von mir gilt es ans Licht zu bringen.

Der indische Meister der Bambusflöte Hariprasad Chaurasia wurde bereits im Alter von knapp fünfzig Jahren als lebende Legende gefeiert. Heute ist er achtzig, und keiner kann ihm auf seinem Instrument das Wasser reichen. Seit fast zwanzig Jahren fliege ich jedes Jahr nach Indien, um ihn spielen zu hören. Einmal traf ich ihn bei einem Musikfest in Delhi und fragte ihn, ob es nicht höchste Zeit für ihn sei, nach Korea zu kommen. Er sagte sofort zu, und noch im Oktober desselben Jahres spielte er in Seoul und Busan.

Als ich ihn in Korea morgens in seinem Hotel aufsuchte, traf ich ihn beim Üben an. Er hatte ein Leben lang Bambusflöte gespielt, in Anerkennung seines künstlerischen Verdiensts von der indischen Regierung einen Diplomatenpass und von Frankreich einen Kulturorden verliehen bekommen. Und doch übte der